

Dankwort des Bischofs em. von Hildesheim
Dr. Josef Homeyer
**Es geht um den Menschen.
Gegen einen schleichenden Ökonomismus.**
Akademische Feierstunde
Universität Hildesheim
4. November 2004

Sehr geehrter Herr Präsident Prof. Dr. Friedrich,
sehr geehrter Herr Dekan Prof. Dr. Borsche,
sehr geehrter Herr Prof. Bausenhart,
sehr geehrter Herr Prof. Dr. Werner,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

sehr herzlich und nicht wenig bewegt danke ich der Stiftung „Universität Hildesheim“ für diese „Akademische Feierstunde“ anlässlich meines 75. Geburtstages. Es ist eine ungewöhnliche Ehrung, über die ich mich sehr freue.

Gern denke ich zurück an meine erste Begegnung mit dem Kollegium der Professoren dieser Universität. Zu der hatte ich bald nach Beginn meines Dienstes als Bischof von Hildesheim eingeladen. Damals haben wir über die Bedeutung Hildesheims in der Hochschullandschaft des 12. Jahrhunderts diskutiert. Und ich konnte aus dem einschlägigen Werk „Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert“ zitieren, dass „die Hildesheimer Domschule zu Anfang des 12. Jahrhunderts als deutscher Hauptort grammatisch-rhetorischer Ausbildung Studierende aus allen Gegenden des Reiches angezogen hat“, von deren Absolventen nicht wenige zum weiterführenden Studium nach Frankreich gegangen sind. – Übrigens genoss die von den Jesuiten im 17. Jahrhundert errichtete philosophisch-theologische Hochschule hier in Hildesheim großes Ansehen weit über Hildesheim hinaus. Hier ausgebildete Theologen waren z. B. in Hamburg, Bremen, Lübeck und Kopenhagen tätig. Professoren aus dem Ausland wurden berufen, so 1844 ein Professor Alzog aus Posen.

Meine bei dieser Begegnung 1984 ausgesprochene Einladung an die anwesenden Professoren der hiesigen Universität, doch im 20. Jahrhundert annähernd so viele Bischöfe hervorzubringen wie die Domschule in Hildesheim im 12. Jahrhundert – es waren einige Dutzend, die bedeutsame Bischofssitze im ganzen Frankenreich eingenommen haben – wurde von den Professoren zwar freundlich lächelnd aufgenommen, scheint sich aber doch nicht so recht verwirklichen zu lassen.

Nach dieser Begegnung 1984 haben sich wiederholt sehr anregende Gespräche mit verschiedenen Professoren – übrigens auch mit nicht wenigen Studenten – ergeben.

Besonders dankbar, sehr geehrter Herr Professor Borsche, danke ich an Ihre kürzliche Einladung zur Ringvorlesung, und an die lebendige Diskussion anschließend, die mich lange beschäftigt hat.

In dieser denkwürdigen Feierstunde heute sehe ich unsere Verbundenheit erneut bekräftigt. Darum danke ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor Friedrich, für Ihre herzlichen Worte zur Begrüßung, ebenso Ihnen, sehr geehrter Herr Professor Bausenhart, vielen Dank für Ihr gutes Wort zur Einführung.

Ich danke vor allem Ihnen, Herr Kardinal Lehmann, für die umfassende Analyse und die ermutigenden Zukunftsrede zum Sozialstaat in Deutschland. Mein Dank soll, hier im öffentlichen Raum nur in Andeutung, auch jene Jahrzehnte umfassen, in denen wir nicht nur theologische Wege, insbesondere in der Würzburger Synode, aber auch in schweren Entscheidungen wie der Auseinandersetzung mit Hans Küng, nicht nur theologische Wege, sondern eben auch sozialetische und sozialpolitische gemeinsam gegangen sind.

In der Tat sind ja die strukturellen und finanziellen Probleme des Sozialstaats geradezu erdrückend. Noch beunruhigender erscheinen mir aber die Strategien ihrer Bewältigung, die mir allzu oft von einer blanken Ökonomisierung geprägt zu sein scheinen: Es ist dann zweitrangig, ob man ökonomistisch liberal oder marxistisch argumentiert: die Lösungsansätze sind – so oder so – einseitig ökonomisch geprägt. Nun können wir nicht die Ökonomie außer acht lassen. Zu lange haben wir über unsere Verhältnisse gelebt, zu lange haben wir verteilt, was nicht gewonnen war. Nein, die Ökonomie ist eine Grundtatsache des gesellschaftlichen Systems wie die Politik. Gleichwohl müssen wir die Folgen einer einseitigen Ökonomisierung sensibel beobachten, jedenfalls dann, wenn der Mensch im Mittelpunkt stehen soll.

Ich will das versuchen vor allem im Blick auf das Thema „Bildung“, das ja im Rahmen einer integralen Sozialpolitik, wie wir sie in dem Impulstext „Das Soziale neu denken“ nachdrücklich betont haben, eine wesentliche Rolle für Beteiligungsgerechtigkeit und Nachhaltigkeit des Sozialstaats spielt

Die sozialkulturellen Folgen eines epochalen Umbruchs sind schwerwiegend. Seitdem nicht nur die Arbeiterschaft im industriellen Sektor, sondern auch die neuen IT-Fachleute, vor allem seitdem die durch den Sozialstaat vor allem gestützte Mittelschicht betroffen ist, scheint die Devise zu lauten: „Rette sich, wer kann.“ Es ist also von einer neuen Kultur der Entsolidarisierung zu reden: Von Steuerflucht als Volkssport, von der Spaltung der Gesellschaft in Insider und Outsider, Arbeitsplatzbesitzern und Arbeitslosen, von der Teilung der Krankenkassen und damit der Risikobelastungen und dies ideologisch durch einen neuen Individualdektionismus abgeschirmt. Und am schwerwiegendsten: der entsolidarisierte Umgang mit der jungen Generation. 140.000 Jugendliche ohne Lehrstelle sind ein Angriff auf die Sozialkultur dieses Landes und eine Beschädigung demokratischer Legitimität.

„Rette sich wer kann.“ Aber was rettet uns? Oder sind die Hoffnungen auf Besserung schon verbraucht? Geht mit der Krise des Sozialstaates die Erschöpfung utopischer Energien einher, wie Habermas formulierte?

Die Stimmungslage der Bevölkerung scheint ein Indiz für eine bejahende Antwort dieser Frage zu sein. Oder – weiter gefragt – ist die Stimmungslage nicht wegen der ökonomischen Krise so schlecht, sondern wegen der Ökonomie an sich? Halten wir, was in der Krise ans Licht kommt, unter der Oberfläche schon lange nicht mehr aus: den ökonomistischen Durchgriff auf alle Lebensbereiche, das Gefühl, jenseits der Ökonomie nichts mehr in Händen zu haben als den ausgedünnten und schalen Sinn der marktmäßigen Kalkulation von Leben?

Nimmt man unsere machtvollen Wörter der letzten Jahrzehnte: Beschleunigung, Flexibilität, Individualität, Marktwert, Mobilität – so zeigt sich ein verschärfter Anpassungsdruck unserer Lebenswelt an Markterfordernisse. Nun war das im Zeitalter der Industrialisierung, als die dörflich-handwerkliche Vergemeinschaftung aufgelöst wurde nicht sehr viel anders. Wir sollten jedoch klar sehen: Nicht nur die wirtschaftlichen Ressourcen sind begrenzt, auch die

Sinnressourcen. Am Ende wird die ökonomisch erzwungene Beziehungslosigkeit nur noch im ästhetischen Surrogat von Big Brother – übrigens unappetitlich repräsentiert.

Die Belastung heißt Ökonomie. Nehmen wir die Karriere des bildungspolitischen Leitbegriffs „lebenslanges Lernen“, so mag man ja fragen, ob darin eigentlich mehr gemeint ist als lebenslange ökonomische Anpassung an immer neue Rationalisierungen, oder ob hier nicht der Begriff des Lernens von vornherein in ein instrumentelles Verhältnis gebracht wird, der dem Begriff der „Bildung“ – also eben doch: dem Verheißungsgehalt des Bildes vom Menschen widerspricht? Bei solchen Anfragen sei die positive Bedeutung gerade auch von beruflicher Qualifikation überhaupt nicht geleugnet: Das gilt für die Teilhabechancen an den Märkten und öffentlichen Gütern wie für die Chancen zu persönlicher Fortentwicklung. Und gerade für die Kirchen ist völlig klar, dass wir mit unseren Bildungsressourcen, gegebenenfalls mit deren Ausbau und deren sozialdiakonischer Verzahnung in Caritas und Diakonie, für dieses große Programm des „lebenslangen Lernens“ eintreten werden. Meine Anfrage richtet sich gegen einen schleichenden Ökonomismus und dessen ökonomisch-instrumenteller Unterwanderung der Biographien.

Vielleicht darf ich meine Anfrage mit einer persönlichen Erinnerung verdeutlichen: Als Student in Innsbruck wurde ich auf den Philosophen Josef Pieper (in meiner Heimatstadt Münster) aufmerksam. Seine Übersetzungsarbeit der Philosophie des Thomas von Aquin erschien uns modern und widerständig zugleich – also spannend!, und seine äußerst geschliffene Sprache half uns, das theologische Handwerkszeug zu erlernen.

Pieper hat 1947 ein Büchlein veröffentlicht: Muße und Kult. 1947! In diesem ausgebombten, hungernden und frierenden Land: Muße und Kult. Und Pieper setzt in der Tat selbstkritisch an: „Es scheint nicht die rechte Zeit zu sein, von Muße zu reden. Wir sind doch dabei, ein Haus zu bauen, wir haben die Hände voll Arbeit. Ist nicht, bis das Haus fertig ist, die äußerste Anspannung aller Kräfte das einzige, das Not tut?“ Und er antwortet sogleich: „Gerade der neue Anfang, just die neue Grundlegung sind es, die eine Verteidigung der Muße notwendig machen. Denn eines der Fundamente der abendländischen Kultur ist die Muße. So steht es schon zu lesen in der Metaphysik des Aristoteles, in ihrem ersten Kapitel. Und auch die Wortgeschichte hält ähnliche Auskünfte bereit: Muße heißt griechisch skolá, lateinisch schola, deutsch Schule.“

Nun will ich hier nicht intensiver auf Pieper eingehen; ich darf es wohl auch nicht. Interessant, aufrüttelnd fand ich damals wie heute jedenfalls seine Kritik am instrumentellen Denken und an einer bloß zweckrationalen Arbeitsgesellschaft. Wohl zu beachten ist, dass diese Kritik eine unmittelbare Antwort auf die Katastrophe des Nationalsozialismus gibt. Darin besteht eine seltsame Koinzidenz zwischen ihm, Pieper, und Adorno / Horkheimer, deren Dialektik der Aufklärung im selben Jahr erschien, eine Ähnlichkeit wie zwischen Carl Schmitts, Römischer Katholizismus und Politische Form auf der einen und Walter Benjamins, Paris. Hauptstadt des 19. Jahrhunderts mit der Zentralfigur des Flaneurs auf der anderen Seite.

Worum geht es? Es geht um die Verteidigung des Menschen, seiner theologischen Ehre – er, der erste Freigelassene der Schöpfung und seine Freude am Spiel! – im Überschreiten des zweckhaft Notwendigen, im Transzendieren einer Freiheit auf eine größere Verheißung hin. Es geht um die Schau der Gestalt (intellektuelle Anschauung), die Rettung des Menschen in seiner Schönheit vor den zerstörerischen Kräften einer bloß hervorbringenden (technischen) Intellektualität.

Wir werden, und darauf wollte ich doch aufmerksam machen, in unserer Bildungsdiskussion nicht um essentielle Fragen unseres Menschenbildes vorbeikommen. Wir können die Fragen nach unserem Gemeinwohl nicht allein ökonomisch beantworten, wir müssen mit dem Gemeinwohl auch die überschreitende Utopie aufrufen Muße und Kult. In der katholischen Kirche hat diese große Utopie, die Verteidigung der Ehre des Menschen einen Namen: Sakrament.

Und bei aller notwendigen Bildungsdiskussion, um dringend neue Konzepte auch der Bildungsgerechtigkeit und der Teilhabe an den Märkten, darf ich doch noch einmal Josef Pieper zitieren, gleichsam als Richtungshinweis für Lernen und Bildung der Zukunft:

„Die Mühe ist das Gute“ – gegen diese Meinung hat Thomas von Aquin in der Summa Theologica die These gesetzt: „Das Wesen der Tugend liegt mehr im Guten als im Schweren; nicht also muss alles, was schwerer ist, auch verdienstlicher sein.“